Das grüne Auto.

Spionage-Roman von **August Weißl.**

(15. Fortsetzung.)

19. Kapitel.

Seit die Baronin Sternburg ihre Schwester zu Gaste hatte, fand sich Baron Sphor fast täglich mit irgend einer Ausrede im Hause ein. Seine schönsten Stunden waren es, wenn er mit dem reizenden Mädchen ungestört plaudern konnte, plaudern von einer Zukunft, wie sie eben nur Glückliche in ihren Träumen ersinnen.

Sphor war schon so intim im Hause geworden, daß er unaufgefordert zu den Mahlzeiten bleiben konnte. Die Abende verbrachte er fast ausschließlich in der anziehenden Gesellschaft der beiden Schwestern.

Der junge Baron hatte für das schöne, feingebildete Mädchen eine tiefe Neigung gefaßt. Sein heißester Wunsch war, sie zu seinem Weibe zu machen. Er träumte von einer Zukunft an ihrer Seite, die ihm alles geben konnte, was ihm das Leben wünschenswerth machte.

Leider waren es vorläufig nur Träume und gering die Aussichten, sie zu verwirklichen. Was hatte er ihr zu bieten, der verwöhnten Tochter des Patriziers, die in fürstlichem Hause aufgewachsen? Auch war es keineswegs sicher, ob der Oesterreich nicht sehr freundliche Senator seine Werbung besonders begünstigen würde. Aber er war glücklich, unsagbar glücklich, in dieser Zeit des Hoffens und Harrens, denn sein Herz sagte ihm, daß er Maria nicht gleichgültig sei.

Ihre großen, dunklen Augen flammten ihm entgegen, so oft er kam, und bei seinem Händedruck zog ein leichtes Erröthen über ihr lieblich bleiches Gesicht. Wenn es auch nicht ausgesprochen wurde, der Händedruck, mit dem sie sich grüßten, der Blick, mit dem sie sich begegneten, sagte allen, die nicht blind waren, daß diese beiden jungen Menschen einander herzlich zugethan waren.

Meta war dies nicht entgangen, wenn sie auch ihre eigenen Herzensangelegenheiten zu sehr beschäftigten, um dem Paare besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Sie hatte Sphor lieb gewonnen wie einen Bruder. Seine offene, herzliche Art, sein ungeschminktes Wesen, boten ihr die Garantie, daß ihre Schwester an ihm einen liebevollen, zärtlichen, aufmerksamen Gatten finden würde. Und da sie wußte, wie es um das Herz Marias stand, erhob sie nicht nur keinen Einwand, sondern förderte die Angelegenheit, wie sie nur konnte. Auf ihren Wunsch und nur auf ihr Bitten beim Vater hatte dieser Maria nach Wien kommen lassen.

Fast jeder zweite Tag brachte Sphor eine Verabredung, wobei er immer zum Kavalier des Mädchens ausersehen wurde. Der Vierte war natürlich stets Hauptmann Fernkorn, der Bräutigam Metas, der ja den Baron noch von der Schulbank her kannte und unendlich schätzte.

So verbrachten diese vier Menschen wunderschöne Abende. Alle vier intelligent und feingebildet, paßten sie zusammen, wie nur Menschen zusammenpassen können, die dem gleichen Boden entstammen und Welt und Dinge mit den gleichen Augen sehen. Und nach den Plauderstunden kamen Augenblicke, wo sie einander voll zärtlicher Rücksichten nicht störten. Jedes der Paare war ja glücklich, wenn es eine Zeit stimmungsvollen Alleinseins durchleben durfte.

Wieder hatte man in einem Hotel der inneren Stadt gemeinsam soupirt. Die beiden Herren begleiteten die Damen nach Hause und traten dann gemeinsam den Heimweg an.

„Hast Du noch etwas vor?“ fragte der Hauptmann seinen Freund.

Sphor nickte.

„Ich habe Doktor Martens versprochen, ins Café Burgstall zu kommen.“

„Noch immer Polizeidienst?“

„Mehr denn je.“

„Giebt's was Neues in der Affäre?“

„Das eben will ich erfahren. Doktor Martens hat heute eine wichtige Aktion unternommen, die vielleicht alles aufklärt.“

„Na — Zeit wär's!“ brummte der Hauptmann.

„Ja — es wäre wirklich an der Zeit,“ seufzte Baron Sphor und dachte dabei an Maria, der er das Versprechen gegeben, nicht zu rasten, bis die Mörderin Giorgios gefunden sei.

„Schade, daß Du zu thun hast. Ich habe eine Loge für den Ronacher. Wenn Du nichts zu thun gehabt hättest, —“

„Läßt sich machen!“ fiel Sphor dem Freunde ins Wort. „Wenn Du erlaubst, lade ich den Kommissar ein.“

„Bitte. Dann hörst Du auch gleich, was Neues los ist.“

Sphor rief aus der Portierloge des Ronacher Doktor Martens an und theilte ihm mit, daß er in der Loge No. 17 sich befinde, er möge in das Etablissement kommen, wenn er nichts Besseres vorhabe.

Eine halbe Stunde später erschien der Kommissar in Begleitung eines Agenten, dem er einige Worte zuflüsterte, ehe er in die Loge trat.

„Wissen Sie, lieber Baron, daß ich Sie auffordern wollte, heute zum Ronacher mitzukommen?“

„Na, dann hat sich's ja gut getroffen. Aber warum denn eigentlich?“

„Die Dame mit dem Armband befindet sich im Hause. Ich habe Sie bitten wollen, mir sie zu zeigen, respektive, wenn sich eine unauffällige Gelegenheit ergiebt, mich ihr vorzustellen.“

„Verzeihen Sie, Sie wissen ja noch nichts. Ich meine die Gräfin die Campobello.“

Dem Hauptmann und Sphor gab es einen Ruck.

„Hier im Hause soll sie sein?“ fragte der Baron.

„So meldet unser Agent.“

Sphor nahm den Opernglucker und musterte die Logen.

In der zweiten Loge von der Bühne erblickte er dann auch die rothblonde schöne Gräfin an der Seite ihres Mannes.

„Dort sitzt sie wirklich.“

Doktor Martens griff nach dem Glas.

„Eine pikante Frau. Werden Sie mich ihr vorstellen?“

„Gewiß.“

„Und wann?“

„In der Pause.“

Als die erste Programmhälfte abgespielt war, sah der Baron, wie die Gräfin ihre Loge verließ.

Er stand eilig auf.

„Kommen Sie.“

Die drei Herren schlenderten durch den Logengang, als wollten sie eine kleine Promenade machen.

An dem kleinen Tischchen hinter der Loge No. 2 soupirte die Gräfin mit ihrem Manne.

So war eine Begegnung selbstverständlich. Sphor benutzte die Gelegenheit, die Gräfin zu begrüßen und dem Paare die beiden Freunde vorzustellen.

Die Gräfin war nicht so frisch wie sonst. Sie sah ermüdet, fast krank aus.

Ihre Augen flackerten nervös, und die weiße Schminke, welche sie aufgelegt hatte, konnte die dunklen Ringe unter den Augen ebensowenig verdecken, wie die röthlichen Flecken, welche das Fieber auf ihre Wangen gezeichnet hatte. Sie schien auch keinen Appetit zu haben, denn sie tändelte nur so mit ihrer Gänseleberpastete, trank aber hastig zwei Gläser Champagner nacheinander. Nur mit sichtlichem Zwang nahm sie an den Vorgängen, wie am Gespräche theil.

Die drei Herren hatten sich auf die liebenswürdige Aufforderung Campobellos hin, zu dem Paar gesetzt, und der sonst so schweigsame Graf begann, offenbar durch die Umgebung und den Champagner angeregt, eine flotte Konversation.

Ueber das Varieté schwatzte er, über die schönen Frauen, die er im Saale sah, über das Nachtleben; den französischen Champagner lobte er, speziell die Marke, die er trank und die ihm wirklich sehr zu munden schien, denn sein Glas wurde jeden Augenblick leer.

Hauptmann Fernkorn und Baron Sphor hatten viele Fragen an ihn zu stellen, um seine Aufmerksamkeit von Doktor Martens, der der Gräfin gegenüber Platz genommen hatte, abzulenken.

Plötzlich hielt der Graf mitten im Gespräche inne.

Er schaute verwundert auf seine Frau, die scheinbar ihre Umgebung vergessen hatte und schreckensstarr auf einen Herrn blickte, der sich über die Brüstung einer Loge beugte und interessant herübersah.

„Was hast Du denn?“ fragte der Graf.

Die Gräfin zuckte bei der Ansprache zusammen, strich sich über Augen und Stirn und sagte bloß:

„Mir ist nicht wohl, gehen wir nach Hause! Aber gleich!“

Ohne die zustimmende Antwort des Gatten abzuwarten, stand sie auf und ging zur Loge vor, um ihren Mantel zu holen.

Sphor kam ihr zuvor und legte den kostbaren Abendmantel galant um ihre Schultern.

Doktor Martens, der Violetta unausgesetzt beobachtet hatte, war natürlich die plötzliche Veränderung, die in ihr vorgegangen war, nicht entgangen.

Ihre Augen waren anfangs gelangweilt über das Publikum hingeglitten, bis sie plötzlich den Blick auffing, den ein junger, eleganter Fremder auf sie herüberwarf.

In diesem Augenblick war sie unter der Schminke tief erbleicht.

Ihre Augen hingen seitdem wie festgebannt an dem Fremden, der aufgestanden war, als er sah, daß die Gräfin zur Loge ging, und nun durch das Promenoir langsam herüber kam.

„Hast Du schon gezahlt?“ drängte die Gräfin.

Der Graf blickte unwillig zu ihr auf.

„Hast Du schon gezahlt?“ fragte sie nochmals.

„Aber geh, so bleib doch noch ein bißchen!“

Den Grafen traf ein zorniger Blick. Sie griff nach dem Fächer und antwortete hastig:

„Nein, ich muß nach Hause! Du kannst bleiben, wenn Du willst! Baron Sphor wird die Freundlichkeit haben, mich zum Wagen zu führen.

„Gewiß, Gräfin Wenn Sie gestatten —“

Der Baron bot ihr seinen Arm an.

Campobello ergriff die Hand seiner Frau.

„Ich möchte wirklich noch ein wenig — —“

„Bleib' nur, bleib'!“ unterbrach die Gräfin ihren Mann hastig, der Anstalten machte, sich zu erheben. „Der Baron wird schon so freundlich sein.“

Violetta nickte den drei Herren flüchtig zu und wandte sich rasch ab, um zur Haupttreppe zu gelangen.

Da stand drei Schritte vor ihr der Fremde. Ein sehr eleganter, junger, hübscher Mensch in tadellosem Salonanzug.

Er hatte die Arme über die Brust gekreuzt und blickte die Gräfin ernst und forschend an.

„Gehen wir — durch die — andere Thür!“ stammelte die Gräfin und kehrte dem Fremden den Rücken.

Doktor Martens verließ seinen Platz und stellte sich seitwärts, um die Situation genau zu überblicken.

Die Gräfin hatte den Arm des Barons fahren gelassen und schritt rasch, eilig fast, auf die Seitenthür zu.

Sphor folgte ihr auf dem Fuße. Als sie den ersten Treppenabsatz erreichte hatte, warf Violetta einen scheuen Blick nach rückwärts.

Sie sah, wie der Schatten eines Mannes auf die Glasthür fiel.

Violetta stieß einen leisen Schrei aus und stürmte die Treppe hinunter.

Gleichzeitig hörte man die Thür oben gehen.

Der Fremde beugte sich über das Geländer.

Da er Violetta noch auf den letzten Stufen erblickte, eilte er ihr rasch ins Foyer nach.

„Bleiben Sie bei mir, mir ist ganz schlecht,“ flüsterte die Gräfin Sphor zu und hängte sich schwer in seinen Arm.

„Ich will nur den Wagen rufen lassen.“

„Nein, lassen Sie mich nicht allein!“

Sphor winkte einem Diener und beauftragte ihn, den Wagen der Gräfin vorfahren zu lassen.

In den Minuten, die verginnen, bis der Portier meldete, daß der Wagen bereitstehe, umklammerte Violetta krampfhaft den Arm Sphors und starrte unverwandt zu Boden.

Plötzlich trat der Fremde, der dem Paare gefolgt war, auf die Gräfin zu und sagte mit einer leichten Verbeugung gegen Sphor in italienischer Sprache:

„Pardon, aber wenn ich nicht irre —“

Weiter kam er nicht.

Die Gräfin war beim ersten Worte aufgeschnellt und richtete sich, fest auf Sphor gestützt, in ihrer ganzen Größe auf.

Alles Blut war aus ihrem Antlitz gewichen.

Ihre Stimme klang rauh und heiser, als sie dem Fremden, ohne ihn anzublicken, in die Rede fiel:

„Sie irren bestimmt, mein Herr, ich kenne Sie nicht!“

„Wirklich nicht?“ gab der Fremde bedeutungsvoll zurück.

Nun mengte sich Sphor ins Gespräch:

„Pardon, Sie hören, die Dame kennt Sie nicht. Ich bitte also, Sie nicht weiter zu belästigen!

Der Fremde zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

Er blickte Violetta fest an, gleichsam in der Erwartung, daß sie sprechen werde.

Da sie schwieg, antwortete er in höflichem Tone:

„Jede Belästigung liegt mir fern. Ich bitte um Entschuldigung, daß ich gestört habe.“

Der Fremde zog sich mit einer artigen Verbeugung, die wieder nur Sphor galt, zurück und wartete, bis dieser die Gräfin zum Wagen geführt hatte.

Als der Baron in das Foyer zurückkehrte, trat ihm der Fremde in den Weg.

„Cartelane,“ stellte er sich vor.

„Sphor,“ erwiderte der andere mit einer Verbeugung.

„Verzeihen Sie nochmals die Störung von vorhin,“ begann Cartelane in etwas gebrochenem, aber doch sehr gut verständlichem Deutsch. „Aber ich glaubte in der Dame, die Sie zum Wagen geleitet haben, eine alte Bekannte wiederzufinden, und wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir sagten, wer die Dame war.“

„Pardon, ich habe doch den Namen richtig verstanden? Cartelane, nicht? Vielleicht Oberleutnant Ernst von Cartelane?“

„So heiße ich, aber woher wissen Sie das?“ fragte der Italiener erstaunt.

„Haben Sie vielleicht der Baronin Sternburg vor ungefähr vierzehn Tagen einen Brief geschrieben, worin Sie von Ihrem Freunde Castellmari sprachen?“

„Allerdings, mein Herr, Sie sehen mich überaus verwundert, daß die erste zufällige Wiener Bekanntschaft mir Jemand zuführt, der meine Briefgeheimnisse kennt.“

„Geben Sie doch dem Herrn lieber Auskunft, wer die Dame war!“ unterbrach das Gespräch Doktor Martens, der unmittelbar nach der Gräfin die Gesellschaft verlassen hatte und über die Haupttreppe ins Foyer geeilt war.

Sphor vermittelte die Bekanntschaft der beiden Herren und fuhr dann fort:

„Sie glauben gar nicht, wie ich den Zufall preise, der mir Sie in den Weg geführt hat. Sie müssen nämlich wissen, daß wir alle nur den lebhaften Wunsch haben, Näheres über jene Frau zu erfahren.“

„Da kann ich Ihnen leicht dienen. Ich kenne sie sehr genau.“

„Ist sie vielleicht eine Amerikanerin Namens Gibson?“

„Sie wurde von einem Minenbesitzer dieses Namens vor einigen Jahren adoptirt. Gebürtig ist sie aus Italien und war ehemals Kunstreiterin.“

„Dann,“ rief Doktor Martens erregt, „ist sie vielleicht jene Artistin, die zu Castellmari in Beziehungen stand?“

„Ja, die ist sie.“

„So haben wir endlich die vielgesuchte Maria Cincinnati!“

„Ich halte einen Irrthum meinerseits für ausgeschlossen. Ich habe sie im ersten Augenblicke wiedererkannt,“ erklärte Cartelane.

„Auch ich,“ ergänzte Doktor Martens, „könnte sofort einen Eid ablegen, daß sie es ist. Man muß nur gesehen haben, wie sie erschrak, als sie Herrn von Cartelane erkannte, wie sie fluchtartig das Haus verließ, als sie bemerkte, daß Sie ein Interesse an ihr nahmen!“

„Sie hat sich sehr verändert,“ nahm Cartelane wieder das Wort, vor allem das blonde Haar. Ich kannte sie schwarz; und frischer und schlanker. Aber freilich, es sind Jahre seither vergangen.“

„Sie halten einen Irrthum für ausgeschlossen?“ fragte Sphor.

„Ich habe seinerzeit zu viel mit ihr verkehrt, als daß ich mich täuschen könnte.“

„Also bestimmt Mara Cincinnati?“

„Ich hätte sie wiedererkannt, selbst wenn sie inzwischen eine alte Frau geworden wäre. Die schrecklichen Erinnerungen an sie haben ihr Bild unauslöschlich in meine Seele geprägt.“

„Verzeihen Sie, Herr von Cartelane,“ fragte Doktor Martens noch einmal. „Sind Sie Ihrer Sache wirklich ganz — ganz sicher? Ich muß Sie das fragen, weil durch Umstände, die ich Ihnen nicht so rasch erklären kann, die Beantwortung dieser Frage von höchster Tragweite ist.“

„Aus den Andeutungen des Baron Sphor errathe ich, um was es sich handelt. Ich wiederhole, ich glaube mich nicht zu täuschen. Es sind zwar viele Jahre vergangen und sie hat sich sehr verändert, aber — — Uebrigens, Herr Doktor, ich sah sie in Gesellschaft eines Herrn. Wer ist das?“

„Ihr Mann.“

„So hat sie also doch geheirathet.“

„Ja, einen Landsmann von Ihnen.“

„Wie heißt sie jetzt?“

„Campobello.“

„Ist ihr Mann ein Graf?“

„Ja, Graf Ernst von Campobello.“

„Bitte, machen Sie mich mit ihm bekannt. Sollte ich mich getäuscht haben, so werde ich das durch ihn bald erfahren.“

„Bitte, kommen Sie.“

Die Herren begaben sich in den Saal zurück.

Auf der Treppe blieb Sphor stehen und richtete an Doktor Martens die Frage:

„Wenn nun die Gräfin Verdacht geschöpft hat and auf und davon geht?“

„Beruhigen Sie sich, sie wird überwacht. Unser Agent fuhr ihr nach.“

20. Kapitel.

Hauptmann Fernkorn und Campobello hatten inzwischen schon die dritte Flasche Champagner bestellt und saßen noch immer an dem kleinen Tischchen hinter der Loge, während die Vorstellung ihren Fortgang nahm.

Campobello hatte hastig getrunken. Seine Augen funkelten, seine eingefallenen Wangen glühten. Der plötzliche Abgang seiner Frau raubte ihm nicht die gute Laune, in die ihn der Champagner versetzt. Er unterhielt sich unausgesetzt mit Hauptmann Fernkorn, ohne den Vorgängen auf der Bühne Beachtung zu schenken.

Mit vergnügtem Lächeln begrüßte der Graf die Zurückkommenden.

„Besten Dank, Baron“, sagte er zu Sphor, „daß Sie so freundlich waren, die Gräfin zum Wagen zu bringen.“

„Bitte, bitte.“

„Wollen die Herren nicht wieder bei uns Platz nehmen?“

„Sehr gern. Gestatten Sie, daß ich Ihnen einen Bekannten vorstelle: Herrn von Cartelane.“

„Freut mich sehr.“

Der Graf reichte Cartelane mit einer Liebenswürdigkeit die Hand, die bewies, daß er in ihm nicht jenen Herrn wiedererkannte, dessen Anblick seine Frau so sehr bewegt.

Die nächste Programmnummer brachte indianische Spiele. Sie schienen den Grafen zu interessiren, denn er stand auf und trat zur Logenbrüstung vor.

Die Artistin, bunt gekleidet und kokett frisirt, zeigte die bekannten Künste. Sie schoß ihrem Partner Eierschalen aus der Hand, traf in allen möglichen Stellungen kleine Ziele und warf Messer nach ihm, die haarscharf an seinem Kopf vorbeisausten und sich in einen dahinter befindlichen Holzpfahl bohrten. Den Clou der Nummer bildete das Schießen nach jonglirten Glaskugeln mit einem Flobert-Gewehr.

Als sich der Vorhang senkte, applaudirte das Publikum stürmisch.

Campobello bemerkte bloß:

„Recht brav. Aber nichts Besonderes.“

„Erlauben Sie“, wandte der Hauptmann ein, „diese Leistung ist doch keine gewöhnliche. Ich bewundere die Treffsicherheit dieses Mädchens.“

Der Graf lachte.

„Da sollten Sie einmal meine Frau schießen sehen! Die trifft jede Fliege an der Wand.“

„Da muß sich die Gräfin wohl von Jugend auf im Schießen geübt haben,“ mengte sich Cartelane ins Gespräch.

„Hat sie auch. Eine ihrer Passionen, die sie noch immer nicht aufgibt. Daß heißt in den letzten Monaten, seit sie leidend ist, schießt sie weniger. Als wir nach Wien kamen, mußte ich ihr eine eigene Schießhalle einrichten, in der sie täglich einige Stunde verbrachte.“

„Das muß einen schönen Lärm in Ihrer Wohnung geben!“ warf Doktor Martens ein.

„Ach nein, meine Frau schießt mit Pistolen und Gewehren eines amerikanischen Systems. Komprimirte Luft ersetzt das Pulver, und so ist nicht mehr als ein leises Zischen zu hören!“

Sphor und der Polizeicommissar tauschten einen Blick des Einverständnisses.

„Ist die Gräfin leidend?“ fragte Cartelane theilnehmend. „Sie hat auf mich, als ich mit ihr im Foyer sprach, nicht den Eindruck gemacht.“

„Ah, Sie kennen meine Frau? Pardon, aber ich habe bei der Vorstellung den Namen überhört —“

„Cartelane.“

„Sie sind wohl meiner Frau in Gesellschaft begegnet?“

„Ich habe sie vor Ihnen in Italien kennen gelernt. In Wien habe ich noch nicht das Vergnügen gehabt. Ich bin erst heute angekommen.“

„So —“

Die Antwort des Grafen klang gedehnt. Offenbar wünschte er nicht, auf das Thema näher einzugehen.

Campobello wandte sich an Sphor mit der Frage, was er heute noch vorhabe.

„Nichts Besonderes“, lautete die Antwort.

„Wenn Sie und die Herren keine Verabredung haben“, sagte der Graf, „so könnten wir ein Zimmer öffnen lassen und in aller Gemüthlichkeit noch eine Flasche trinken.“

Doktor Martens zwinkerte dem Baron zu, die Einladung anzunehmen, denn er hoffte, daß der Wein dem Grafen die Zunge lösen werde.

Eine Stunde später saß denn auch Campobello mit starkgerötheten Wangen da und sprach allerlei ungereimtes Zeug.

„Ja, meine Herren! Vor ein paar Jahren da hätten Sie mich noch sehen sollen! Keine Nacht vor fünf oder sechs nach Haus. Und dabei ein Teufelsglück bei den Weibern! Aber wenn man halt älter wird — “

„Na, na, Du hast Dich wahrlich nicht zu beklagen. (Campobello hatte nämlich inzwischen mit der ganzen Gesellschaft Bruderschaft getrunken.) Bist noch ein Mann der am Leben seine Freude hat, der eine schöne, junge Frau besitzt“, bemerkte Sphor lächelnd.

„Ja, meine Frau! Wenn ich so zurückdenke“, begann der Graf wieder, „fallen mir immer die tollsten Stunden ein, die ich verlebt habe. Ihr müßt nämlich wissen, ich bin einmal ein ganzes Jahr mit einer Zirkusgesellschaft gereist und das ganze Gesindel hat auf meine Kosten gelebt.“

„Was hat denn das mit Deiner Frau zu thun?“

„Freilich hat das mit ihr thun, sie war nämlich auch dabei. Bei dieser Irrfahrt nämlich. Ach, das war eine Zeit!“

Cartelane schenkte die Gläser voll und stieß mit Campobello an.

„Mühe hat's genug gekostet!“ grölte Campobello, „verdammt viel Mühe! Sie wollte sich nicht einfangen lassen, die schimmernde Libelle. Ein Jahr lang war ich hinter ihr her, von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt. Jeden Abend mußte ich ihr schwören, daß ich sie zu meiner Frau machen werde. Sag' mal, hast Du nicht früher erwähnt, daß Du meine Frau kennst?“

„J., von Turin her“, antwortete Cartelane.

„Von Turin?“

Der Graf versuchte, seine Gedanken zu sammeln.

„Ja, ja, das kann schon stimmen. Sie war dort, sie hat mir davon erzählt. Was? Sie war ein schönes Mädchen!“

„Und ob! Jeden Abend war nur ihrethalben der Zirkus voll!“

In seinem Dusel bemerkte der Graf den Uebergang gar nicht.

„Das glaub' ich Dir gern“ — fuhr er lebhaft fort — „in Paris rauften sich die Leute um die Plätze, nur um sie zu sehen. Als ich sie nicht mehr auftreten lassen wollte, kam der Direktor händeringend zu mir und flehte mich an, ihn nicht zu ruiniren. Als sich dann ihre Freundin den Fuß brach und für die Kranke eine Benefizvorstellung veranstaltet wurde, mußte ich ihr gestatten, wieder in die Manege zu gehen. Und da hättest Du sehen sollen: Mit so großen Lettern stand der Name „Mara Cincinnati“ in der Früh auf den Zetteln — drei Stunden später war der Zirkus ausverkauft!“

Der Name fiel wie eine Bombe auf den Tisch.

Sphor, Martens und Cartelane sahen einander an.

Einen Augenblick herrschte lautlose Stille.

Dann fragte Sphor: „Heißt Ihre Frau mit dem Mädchennamen Cincinnati?“

„Eigentlich nicht, das war nur ihr Künstlername.“

„Sie hieß“, warf Cartelane leicht hin, „Violetta Crespo.“

„Ja, so hieß sie eigentlich“, ahmte Campobello, „aber das erzählte ich nur Euch, weil Ihr's schon wißt. Sie heißt jetzt Violetta Gibson, denn der Amerikaner hat sie adoptirt.“

Doktor Martens verließ unauffällig das Zimmer.

Unterdessen berichtet: Campobello in weitschweifiger Breite und ohne rechten Zusammenhang, wie er Violetta in Rom kennen gelernt, wie er sich sofort in sie verliebt und ihr dann ein ganzes Jahr lang von Stadt zu Stadt nachgezogen war. In Paris erst erhörte sie ihn und in der Notre-Dame-Kirche wurde der Bund eingesegnet.

„Vorher hatten wir einen kleinen Abstecher nach Amerika gemacht, ja, ja“ meckerte er, schlau blinzelnd, „meine Frau ist ja eine Amerikanerin“ — es schien, als ob er sich darüber todtlachen wollte — „ja, ja, eine Amerikanerin aus Chicago. So hatte auch meine Familie nichts gegen die Heirath“, kicherte er vor sich hin.

(Schluß folgt.)

Salz als Geld.

Als im 13. Jahrhundert der Weltreisende Marco Polo nach der Provinz Kaimlu — dem heutigen Oberdicma — kam, fand er, daß dort die kleinste Münze aus Salz bestand. Nur kaiserliche Beamte durften dieses Geld herstellen. Sie sotten das aus Salzquellen stammende Kochsalz in kleinen Tiegeln ein, formten die Masse, wenn sie eine gewisse Consistenz erreicht hatte, zu kleinen, kuchenartigen Gebilden, die auf heißen Ziegeln getrocknet und mit dem Stempel des Kaisers versehen wurden. Es handelte sich also um regelrecht geprägte Salzmünzen. Das Salz, dieser für das Wohlbefinden des Menschen so nöthige Stoff, nach dem salzarme Länder ständig verlangten war natürlich einst ein sehr beliebter Tauschartikel. Auch heute ist es ja noch in manchen Gegenden Afrikas ein wohlgebräuchliches Zahlungsmittel. In der Thalebene, am Ostabhang Abessiniens z. B., bricht man das Salz in Stangen von 5 Centimeter Stärke und 20 Centimeter Länge. Diese Salzstangen, die ungefähr 1½ Pfund schwer sind, heißt man Amole. Ihr Werth schwankt natürlich, je nachdem sie in größerer oder geringerer Entfernung von den Salzfundstätten umlaufen. In Adua gelten 48 solcher Amole einen Mariatheresienthaler. Bekanntlich ist ja der Mariatheresienthaler — und zwar in der allein angenommenen Prägung 1780 — in Nordost- und Ostafrika noch immer in Umlauf, so daß man solche Thaler noch heute in Oesterreich prägt. Auch in Europa galt das unentbehrliche Salz einst gewissermaßen als Geld. Daran erinnert uns noch das Wort „Salair“, das abgeleitet ist von dem lateinischen „Salarium“, zu Deutsch Salzgabe. Die Spenden der römischen Könige an das Volk bestanden in früherer Zeit oft thatsächlich aus Salz und Oel. Besondere Leistungen und Gefälligkeiten mit Salzgeschenken zu vergüten, war gebräuchlich, und die Bezeichnung Salarium ging später wahrscheinlich auch auf Geldsummen über. Uebrigens lohnte man auch in Reichenhall lange Zeit die Arbeiter in den Siedewerken nur mit Salz ab. Kunstfreunden aber wird es interessant sein, zu erfahren, daß auch einmal das Gemälde eines großen Meisters einen buchstäblich „gesalzenen“ Preis erzielte. Den Ammerbach'schen Erben in Basel bot nämlich ein Bayernherzog für ein Holbein'sches Christusbild 2000 Tonnen Salz, die Tonne im Werthe zu 6 Gulden.

— Mißverständniß. Aufgeregte Dame (am Telephon): „Bitte, sofort meinen Gatten.“ — Stimme (vom Amt): „Welche Nummer, bitte?“ — Dame (schnippisch): „Erst der vierte, Sie unverschämtes Ding!“

Für die Küche.

Kartoffel-Salat mit Milchsauce. Die Kartoffeln müssen in der Schale gekocht, schnell abgezogen, in Scheiben geschnitten und noch möglichst warm mit der warmen Sauce gemischt werden. Zur Sauce kocht man 2—2½ Löffel Mehl in ¾—1 Pint Milch, so daß die Milch recht seimig, aber nicht klumpig wird; dazu giebt man, nachdem die Milch vom Feuer genommen ist, etwas Salz, ferner weißen Pfeffer, gehackte Petersilie und einige Löffel milden Essig. Die Sauce wird sorgfältig abgeschmeckt.

Gedämpfter Haddock. Wenn der Fisch geputzt und abgeschuppt ist, wird die Haut abgezogen und das Fleisch vorsichtig von den Gräten gelöst, in die Pfanne gelegt, mit geriebenen Käse (Parmesan- oder Schweizerkäse) und Panirmehl und Salz bestreut. Dann wird Butter zerlassen und Petersilie kurz darin gedämpft. Dies gießt man über den mit Zitronensaft beträufelten Fisch und läßt alles zusammen etwa eine viertel bis eine halbe Stunde dämpfen. Man serviert eine feine Sauce hollandaise dazu, und um die zur Sauce nöthige Fischbrühe zu erhalten, müssen die Gräten und der Kopf abgekocht werden. Es empfiehlt sich, die Fischportionen etwas reichlich zu bemessen, denn das Uebriggebliebene giebt im Verein mit der Sauce hollandaise einen ganz vorzüglichen Fischpudding.

Grüne Erbsensuppe mit Klößchen. Zu dieser wohlschmeckenden Suppe koche man 4 bis 6 Tassen frische grüne Erbsen in 2 Quarts kochendem Wasser mit 1 Tasse gehackten, frischen kleinen Gemüsen gar. Dann gibt man 1 bis 2 Eßlöffel fein gehackte Petersilie hinzu und setzt kleine Klößchen aus folgendem Teige in die Suppe: 2 Eßlöffel Butter reibt man zu Sahne, gibt 3 Eigelb, ½ Tasse süße Milch, ½ Teelöffel Salz, 1 Tasse Mehl hinzu und schlägt die Masse tüchtig, zuletzt rührt man den leicht geschlagenen Schnee von den 3 Eiweiß hinzu, setzt einen kleinen Versuchsklos in die Suppe, und gibt entweder mehr Mehl oder mehr Milch hinzu, falls der Versuchsklos zu weich oder zu fest sein sollte. Sind die Klöße eingesetzt, so rührt man 3 Eßlöffel Butter glatt, gibt 2 schlichte Eßlöffel Mehl hinzu, rührt dies in die Erbsensuppe, die man, sobald die Klöße gar sind, vom Feuer hebt und serviert.

Tomaten-Gulyas. Drei sehr große Zwiebeln werden fein geschnitten und mit Fett oder einem größeren Stück frischer Butter gleichmäßig goldgelb geröstet. Dann giebt man einen Teelöffel Paprika (nach Belieben auch mehr), hernach einen Teelöffel Salz und, wenn beides schnell verrührt worden ist, das Rindfleisch dazu, läßt es gut anrösten und legt die Tomaten hinein, womit man es langsam im eigenen Saft dämpfen läßt. Im halbreichen Zustande kommen 8 rohe, länglich zerschnittene Kartoffeln und die nöthige Menge Wasser dazu. Ist es fertig geschmort, dann verdünnt man den Saft ein wenig, so daß er dicklich vom Löffel fließt.

Deutscher Gemüsesalat. Man kocht eine kleine Selleriknolle, 1 Pfund Salatkartoffeln in der Schale, etwas geputzten Rosenkohl und einen kleinen, sorgfältig gewäßerten Kopf Blumenkohl (jedes für sich) in schwach gesalzenem Wasser weich, gießt das Wasser ab und schält die Kartoffeln, schneidet sie und auch die Sellerie in Scheiben, zerlegt den Blumenkohl in einzelne Rosen und mischt alles recht vorsichtig miteinander. Dann macht man den Salat mit seinem Oel, mildem Essig und etwas Salz an, läßt ihn ein Weilchen durchziehen und verziert ihn mit Blättern von Kopfsalat.

Fritters von Bananen. Man schält die Bananen und schneidet jede in 3 Stücke, 1 Dutzend ergiebt also 36 Stücke. Die Frucht wird dann mit Zitronensaft beträufelt und mit seinem Zucker bestreut. Man bereitet einen Teig aus 1 geschlagenem Ei, ½ Tasse Milch, 1 Prise Salz, 1 Eßlöffel Olivenöl, aber sonst flüssige Butter, 1 Tasse gesiebtem Mehl. Man schlägt von diesen Zutaten einen glatten Teig, und stellt ihn 1 Stunde auf Eis oder an einen kalten Ort. Dann kommt 1 Teelöffel Backpulver hinzu, das man durch ein Sieb zum Teig giebt, einschlägt, und dann die Bananenstücke in den Teig taucht, und diese in kochendem Fett einige Minuten backt. Man serviert die Fritters heiß, mit feinem Zucker bestreut. Dies ist ein gesundes und rasch bereitetes Gericht, das besonders zur Winterszeit, wenn Frucht knapp ist, auf dem Tisch erscheinen sollte. Die Angabe reicht für 36 Fritters.

Bratenreste mit Rührei. Vom Tage vorher übriggebliebene Reste von Rinderbraten werden in Streifen geschnitten und mit etwas saurer Sahne durchgedünstet. Dann quirlt man 6 bis 8 Eier mit 10 Eßlöffel Milch, Pfeffer, Salz glatt, gießt alles in eine Pfanne mit heißer Butter, rührt es zu lockerem Rührei, führt die Bratenreste dazu, daß sie mit durchziehen, und richtet alles auf einer erwärmten Schüssel an.